

Die Zeitungszeit

Nr. 11

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Aufbruch.

Von Emile Verhaeren. Autorisierte Uebersetzung von Ludwig Scharf.

Die Straße im wogenden Treiben von Füssen,
Von Leibern und Schultern, draus Arme ausschleifen
Wildsuchtelnd wie Aeste dem Wahnsinn entgegen
Im Fluge scheint sie vorüberzufegen.
Und all ihrem Wüten sind Haß und Geschrei
Und Hoffnungsregen untrennbar verketzt
Die Straße im Goldglanz, die Straße in Rot,
Die Straße tief in den Abend gebettet.

Aufrecht sich der Tod, der leibhaftige Tod,
Wuchs aus Träumen empor
Zu der Sturmglöken dröhnendem Chor,
Kommt mit Feuer und Schwert,
Wie ein Henker bewehrt,
Trägt Köpfe auf stählernen Spizen,
Die wie Blumen an grauligen Stielen sthen.

Das Schnauben aus dumpfer Kanonen Schlund,
Die schweren Schluchzer aus erzenem Mund
Bemessen allein
Der Stunde Geheul und Gegrein'.
Die Uhren der schrägen, sich kreuzenden Gassen,
Wie Augen in Eldern, groß und weiß,
Siehn ausgeschlagen im leeren Gehäus':
Denn für die Raserei der Massen,
Für Herzen, irr und zu Taten bereit,
Erlösch der natürliche Gang der Zeit.

Die Tollwut hat sich der Erde entrunnen,
Einen Hügel von Pflastersteinen ersprungen,
Laut brüllend und gewaltig sich bäumend,
Mit Andern, wild vom Blute schäumend,
Außer Atem und bleich
Und an Schrecken so reich,
Dah ihr Aufschwung allein die Zeit aufwiegt,
Die sonst ein Jahrhundert in Hoffnungen liegt.

Was je die Herzen im Traum erschaut,
Die kühnsten Stirnen ins Blaue gebaut,
Die Seelen gläubig in Lüften schwangen,
Die Augen erstlehten in Sehnsuchtsbängen,
Was der ganze treibende Menschenhaft
Jahrelang verschlossen in schweißgamer Haft:
Steigt nun als Gebräu aus Schmach und Haß
In die tausend bewehrten Arme der Massen.

Das Blutfest hat sich aufgerollt
Als Freudenfahne, von Schrecken umgrollt.
Betrunkene ziehen, geichtsergerötet,

Ueber Leibern hinweg, die der Tag getölet.
Die hellen kupferbehelmteten Soldaten,
Gar schlecht über Recht und Unrecht beraten,
Sind müd' des Gehorchens und schleifen ohn' Acht
Auf das furchtbare Volk, das so heftig erwacht
Und endlich gewillt ist, aus Blut und Eisen
Seinem Haupt der Eroberung Krone zu schweißen.

Töten, um jung und neu zu schaffen!
Unerfättlich gleich der gelben Natur,
Blindlings, ein Ziel mit den Zähnen erraffen,
Vom Wahnsinn gepeitscht der Sekunde nur:
Töten oder sich opfernd sterben
Und sterbend um lebendes Leben werben!
Da brennen Brücken und Häuser: Fassaden
Auf der Dämmerung Grund wie in Blut sich baden.
Der Kanäle Gewässer spiegeln in fatten
Reflexen die rauchenden Herrlichkeiten,
Schräggoldener Türme Riesenschatten
Wie Balken fern die Stadt durchschneiden.
Todbbringend schnellen feurige Arme
Glühkohlen über den dunkelnden Plan,
Und fessellos springen in wildem Schwarme
Glutherde der Dächer wolkenhinan.

Dort drüben knallt man die Menschen zuhauf!

Mit dem eisern klappenden Finger fällt,
Im raschen trockenen Schuh der Gewehre,
Der Tod um die Mauern der Gassenquere
Die Leibern, von krampfigen Gesten entstellt.
Wie Kegel sinken die Reihen um
Und bleiern Schweigen lastet ringsum.
Die Leichname nur, von Kugeln zerfunden,
Barrümpfig, zeigen grotesk ihre Wunden.
Und zum Lachen verzerrt der Tanz von den Lichtern
Den letzten Schrei auf den Totengesichtern.

Stoßweis läutet die Glocke vom Turm,
Seht aus, läutet wieder -- ein Herz im Sturm!
Da mit eins wird es still: der Turm steht in Brand -
Und die Stimme, der man die Luft entwand,
Und die eben so schriff
Noch erklingen --
Die Stimme hat ausgefungen.

In die ehrwürdig-altten
Paläste des Staates bringt man hinein,
Wo die goldenen Schöffen einst herrschend gesessen,

Rückflauend die Flut, die so gierig gefressen
Mit Hammer und Meißel sprengt Tür man und
Schrein.

Die Schlüssel springen, die Schlösser reißen,
Aufstun ihre Tiefen die Schränke von Eisen,
Und Red' und Befehl, die so traulich hier stehn
Eine Fackel läßt sie in Brand aufgehn,
Und ihr dunkles Dereinst fliegt auf und zerstaubt
Dieweil man noch Keller und Speicher austaubt
Und Menschen schleudert aus irren Altanen,
Die mit mähenden Armen die Luft durchbahnen.

In den Kirchenverliesen
Die Fenster, die nach den Märtyrern hiehn --
Wie Rohrstroh liegt zertrümmelt ihr Glas.
Ein Christus, lang und gespensterbläß,
Hängt zerfetzt und zerfochen von Eisen und Stahl
Noch am letzten Nagel vom Baum seiner Qual.
Der Altarschrein, drin das heiligste wohnt,
Von Fausthieb steht er, von Lästung entthront,
Ins Unklug schlägt man die Heiligen zur Seil'
Und durchs Langschiff der Kirche, wie Schneefall
verstreut,

Allüberall liegen die Hoffenscheiben,
Die wütende Stiefel zu Staub zerreiben.

So blinken unter dem Sternenauf
Aleinodien von Mord und Verwüstung auf.
Hell leuchtet die Stadt von oben bis unten,
Ein Goldland, scharlachflammenumwunden.
Greil reckt sie der eigenen Krone Schein
Spätabends in wogende Fernen hinein.
Und Tollwut und Wahnsinn in rasendem Lauf
Braun Leben so stark und von unten herauf,
Dah es augenblicklang
Erscheint, als müßte der Boden erzittern,
Der Luftraum gewittern,
Und der Rauch in zerzausenden Flügelschlägen
Wutschnaubend den kalten Himmel durchfegen.

Töten, um jung und neu zu schaffen!
Nimmer ums eigene Leben sich kümmern!
Oeffnen oder die Fäuste zertrümmern!
Und ob nun grün ihr Frühling, ob rot:
Geht sie nicht stets durch die Welt, unenüwegt,
Die atemraubende, zeitendurchschauende,
Urgrundensfliegende, feinüberdauernde
Macht, die bewegt? . . .

Die Arbeiterverbrüderung von 1848-49.

Von H. Conrady.

Die erste große Organisation der deutschen Arbeitererschaft war ein Kind der Märzrevolution. Unmittelbar nach der Barrikadenkämpfe vom 18. März beginnt in Berlin das proletarische Massenbewußtsein sich kräftig zu regen. Das zeigte schon die große Volksversammlung an der einhainen Pappel, die acht Tage nach dem Straßentampfe zahlreiche Arbeiter das Elend ihrer Klasse und das Verlangen nach Besserung aussprechen hörte. Vohubewegungen in den verschiedensten Verufen füllten die nächste Zeit aus, und in den ersten Wochen des Monats April fanden auch schon Arbeiterversammlungen statt, die zum Ziel hatten, eine allgemeine proletarische Organisation anzubahnen. Der Mann, der bei den Versammlungen am 6. und 11. April den Vorsitz führte, der Schriftleiter Stephan Vorn, war schon vor der Revolution mit dem Geiste des wissenschaftlichen Sozialismus getränkt worden, als Mitglied des Kommunistenbundes in Paris und Brüssel, von Engels und Marx. Vorn hat hinfür von einzelnen Personen die hervorragende Rolle gespielt in der großen Arbeitervereinigung, die aus diesen Anfängen des Monats April hervorgehen sollte.

Gegenüber dem von bürgerlicher Seite gemachten Vorschlag, Gewerksinnungen mit Meistern und Fabrikanten zusammen zu begründen, waren die proletarischen Teilnehmer der Arbeiterversammlungen durchweg der Meinung Vorn, daß bei dem Gegensatz der Interessen nur eine ausschließlich aus Lohnarbeitern zusammengesetzte Organisation in Betracht kommen könne. So wurde am 11. April beschlossen, ein nur aus Arbeitervertretern zusammen gesetztes Zentralkomitee der Arbeiter zu wählen, das die proletarischen Angelegenheiten in die Hand nehmen und vor allem die Organisierung der Arbeiter in die Wege leiten sollte. Es bekam 28 Mitglieder, darunter Stephan Vorn und sein Freund, der Goldarbeiter Bisky, gleich ihm Mitglied des Kommunistenbundes. Am 19. April konstituierte sich das Zentralkomitee endgültig und genehmigte ein inzwischen ausgearbeitetes Statut. Dies Statut sah von den Arbeitervereinen aller Orten zu wählende Lokalkomitees vor zur Erforschung und Bekämpfung der Uebel, unter denen die Arbeiter leiden. Die Lokalkomitees sollten untereinander und mit dem Berliner Zentralkomitee in Verbindung treten. Das übrige soll eine in Berlin abzuhaltende Generalversammlung regeln. Voraus geht dem Statut eine von Vorn verfaßte allgemeine Einleitung, die es ausspricht, daß die Arbeitererschaft ihre Angelegenheiten nun selbst in die Hand nimmt, und daß niemand sie ihr wieder entreißen soll. Wenn aber die Arbeiter als Macht im Staate dastehen wollen, als Arbeiterklasse, so wird die Organisation der Arbeiter zur Notwendigkeit und zur ersten Aufgabe. Sind die Arbeiter erst vereinigt, so werden sie auch Mittel finden, eine Besserung ihrer elenden Lage herbeizuführen.

Seitdem war das Zentralkomitee eifrig dabei, in Berlin wie außerhalb das geplante Organisationswerk zu fördern. Ende Mai begann als Organ des Zentralkomitees die dreimal wöchentlich herauskommende sozialpolitische Zeitschrift „Das Volk“ zu erscheinen, deren Redakteur Vorn war. Das Blatt hob in dem Einführungsartikel seiner Probenummer vom 25. Mai hervor, daß mit der Zeit, wo das Volk die politische Freiheit errungen habe, sein gesellschaftlicher Gegensatz zur Klasse der Kapitalisten nur um so klarer hervortrete, daß es sich nun auch mit aller Tatkraft auf den Erwerb der sozialen Freiheit werfe. „Das Volk“ stellt sich

die Aufgabe, „das Bürgertum einerseits zu unterstützen im Kampf gegen die Aristokratie, gegen das Mittelalter, gegen die Mächte von Gottes Gnaden, dem kleinen Gewerbetreibenden wie dem Arbeiter beizustehen gegen die Macht des Kapitals und der freien Konkurrenz und immer voranzuschreiten, wo es gilt, dem Volk ein irgend noch vorenthaltenes politisches Recht zu erkämpfen, damit es die Mittel erhalte, sich die soziale Freiheit, die unabhängige Existenz um so besser zu erringen“. Der Leitartikel dieser ersten Nummer ging durchaus von marxischen Gesichtspunkten aus, von den Klassengegensätzen in der modernen Gesellschaft. Er sprach auch gleich die Absicht aus, sich ebenso fernzubehalten von der damals in Frankreich und anderswo grassierenden Revolutionsromantik, wie auch von dem landläufigen „Tränenreichten und liebeschmachtenden Sozialismus“, womit denn der von den Klassengegensätzen absehende ichöngeliche Sozialismus gemeint ist, den Karl Grün und andere vertraten. Die Politik der Blanquisten wird vom „Volk“ verworfen: es hält erst die Organisation der Arbeiter für notwendig, ehe die Organisation der Arbeit erfolgen kann. Das Blatt äußert sich sympathisch über das Erscheinen der seit dem 1. Juni herauskommenden „Neuen Rheinischen Zeitung“, deren entschiedene Richtung ihm durch die Namen „unserer Freunde“ Marx, Engels und Wolff verbürgt erscheint. Daß „Das Volk“ auch selber eine entschiedene Richtung einnahm, beweist schon sein Eintreten für die Pariser Junikämpfer wie auch für die englischen Chartisten. In preussischen Angelegenheiten betätigte es sich derart, daß es die Linke der Nationalversammlung vorwärts zu treiben suchte. Gleichzeitig machte es Front gegen das verdächtige Demagogentum solcher Leute wie Held, der sich denn auch schließlich als verkappter Reaktionsheraussticker. Das Blatt erörterte ausführlich alle Arbeiterforderungen, die im Zentralkomitee besprochen wurden und tat überhaupt alles, um den Aufgaben eines Arbeiterblattes gerecht zu werden.

In einer seiner ersten Nummern referierte „Das Volk“ über den zum 2. Juni nach Hamburg einberufenen norddeutschen Handwerker- und Gewerbetag, dem als Delegierter des Berliner Handwerkervereins Bisky beiwohnte. Hier wurden, ebenso wie einige Zeit später auf einem Gesellenkongreß in Frankfurt a. M., Beschlüsse gefaßt, die von zünftlerischem Geiste erfüllt waren, und „Das Volk“ konstatiert mit Bedauern, daß der Kongreß zu keinem günstigen Ergebnis geführt habe. Ebensovienig Ersprießliches für die Sache der Arbeiter brachte der in Berlin am 18. und 19. Juni abgehaltene Kongreß der Handwerker- und Arbeitervereine, auf dem auch das Zentralkomitee vertreten war. Das Zentralkomitee war von den Leistungen dieses Tages, dessen Beschlüsse sich fast nur auf Bildungsfragen bezogen, durchaus nicht befriedigt und entschied sich, für den Monat August einen allgemeinen Arbeiterkongreß einzuberufen, der über die politischen und sozialen Forderungen der Arbeiterschaft beraten sollte. Dafür traten auch mehrere Deputierte des Handwerkerkongresses ein: sechs von ihnen stehen unter dem Aufruf zur Beschickung eines Arbeiterparlaments, außer dem als Vertreter des Zentralkomitees zugegen gewesenen Vorn zwei Deputierte der Berliner Maschinenbauer, zwei Vertreter der Hamburger und ein Vertreter der Königsberger Arbeiterschaft. Der Aufruf erklärt als ausschließlichen Zweck des Arbeiterparlaments die Besprechung der materiellen Interessen der arbeitenden Klassen. Auf den bisherigen Kongressen sei die große soziale Frage

nicht genügend erörtert worden. Da soll nun das Arbeiterparlament diese Frage in die Hände nehmen und sich in den wesentlichsten Punkten einigen, „welche die Befreiung des Arbeitertums aus den Fesseln des Kapitals, der persönlichen Abhängigkeit und der materiellen Entbehrung in sichere Aussicht stellen“. Das Arbeiterparlament soll eine „soziale Volksharte“ entwerfen, „welche alle die Millionen die bisher von einer kleinen Zahl ausgebeutet und in der Unterdrückung erhalten wurden, in fester Verbrüderung und mit aller Energie auf das Geißel des Landes zu erstreben haben“. Als Programmpunkte der Arbeiterschaft werden im Vorschlag gebracht: Garantierung der Arbeit durch den Staat, staatliche Unterstützung für Arbeitergenossenschaften, Alters- und Invalidenversorgung durch den Staat, Beschränkung der Arbeitszeit, Erhebung der Lebensmittelpreise durch eine progressive Einkommensteuer, Abschaffung des Erbrechts, Abschaffung aller feudalen Lasten, Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Rechtspflege, Arbeitsministerien die von den arbeitenden Klassen gewählt werden. Der Aufruf schließt damit, daß er die Arbeiter auffordert, sich zu vereinigen, da sie bloß vereinigt zu der Macht gelangen könnten, die ihnen als den Hervorbringern alles Reichthums gebühre. „Unsere Stimme ist eine schwere und vernehmen wir nicht, sie in die Wagchale der sozialen Demokratie zu legen!“ Als Sozialdemokraten bezeichneten sich auch nachher die Anhänger der Arbeiterpartei gern, die auf den Beschlüssen des Berliner Arbeiterkongresses hervorging.

Am 23. August 1848 trat der Arbeiterkongreß in Berlin zusammen. Er war von 35 Orten mit 10 Delegierten besetzt, die vorwiegend aus dem östlichen Deutschland kamen, und zwar nicht nur aus größeren Städten, sondern auch aus kleineren Plätzen, wie Bernau, Köpenick, Eilenburg. Zum Leiter der Verhandlungen wurde der Delegierte des großen, 1200 Mitglieder zählenden Breslauer Arbeitervereins gewählt, der Abgeordnete zur Berliner Nationalversammlung, Professor Nees von Esenbeck, der trotz seines hohen Alters mit jugendlichem Feuer für Demokratie und Sozialismus eintrat und sich denn auch aufs eifrigste an der Aufrichtung der großen Arbeiterorganisation beteiligte, die der Kongreß stiften sollte. Eine solche zu schaffen, war das oberste Ziel der Versammlung. Daß die Arbeiterschaft als Klasse vereinigt werden müsse, um in gesammelter Kraft ihre Interessen wahrzunehmen, darüber waren sich alle Teilnehmer des Kongresses einig und klar, während in mancher anderen Frage erhebliche Meinungsverschiedenheiten und auch Unklarheiten sich geltend machten. Als Grundlage der Arbeiterorganisation waren die Lokalvereine gedacht. In jedem Ort sollten die Arbeiter der einzelnen Verufe in Fachabteilungen zusammengeschlossen werden, die wieder zusammen den allgemeinen Arbeiterverein bildeten. Aus Delegierten der Fachvereine setzte sich das Lokalkomitee zusammen. Abgeordnete der Lokalkomitees bildeten das Bezirkskomitee für ein größeres Gebiet. Im ganzen wurden 26 Orte als Sitze für Bezirkskomitees vorgesehen. An die Spitze der ganzen Organisation, die den Namen Arbeiterverbrüderung bekam, sollte ein Zentralkomitee für die deutschen Arbeiter, aus drei Personen bestehend, treten, das für seine Geschäftsführung der alljährlich zusammen tretenden Generalversammlung von Delegierten der Lokalkomitees verantwortlich ist. Diese Organisation sollte gleichzeitig politischen, gewerkschaftlichen, genossenschaftlichen Aufgaben

wie auch Bildungszwecken dienen, kurz, die Interessen der Arbeiterchaft allseitig wahrnehmen. Den Lokalkomitees, die ihrer Konstitution nach unseren Gewerkschaftskommisionen gleichen, waren sehr weitgehende Aufgaben zugeteilt. Sie sollten nicht nur den Arbeitsnachweis übernehmen und in Lohnfragen für ihre Auftraggeber eintreten, sondern außerdem die Löhne selber von den Unternehmern einziehen und an die Arbeiter auszahlen. Dabei sollte ein Abzug von 7 bis 10 Proz. zu Affoziationszwecken in eine besondere Klasse fließen.

Aus dieser Affoziationsklasse sollten Arbeiter in Notfällen Darlehen erhalten, auch für ihre Einlagen auf Zins und Gewinnbeteiligung Anspruch haben. Gewinn konnte bei den Affoziationen, den Genossenschaften herauspringen, deren Fundierung der nächstliegende Zweck der Affoziationsklasse war. Man rechnete aber nicht allein auf die Sparproben der Arbeiter für die geplanten Produktivaffoziationen, sondern wollte außerdem gemäß jenem Entwurf im „Volk“ Staatsunterstützung in Anspruch nehmen. Neben gewerblichen Genossenschaften sollten die Affoziationsklassen außerdem zum Erwerb von Grundbesitz dienen, der aber nicht im Großen bewirtschaftet werden sollte, den man vielmehr zerstückeln und parzellenweise an einzelne Verbrüderungsmittelglieder gegen Malenzahlungen ablassen wollte. Daß der Arbeiterkongreß in bezug auf die Landwirtschaft keinem konsequenten Sozialismus huldigte, sondern am Kleinbetriebe und der Einzelwirtschaft festhielt, geht auch aus der politischen Forderung hervor, daß die Latifundien und Domänen parzelliert werden sollten. Unter den Forderungen an den Staat finden sich im übrigen die in jenem Aufruf angeregten Punkte durchweg, ergänzt vor allem durch die dort nicht besonders aufgeführte Grundforderung der Demokratie, allgemeines, gleiches Wahlrecht für Reich, Staat und Gemeinde. Die Dienstzeit im Meere soll höchstens ein Jahr betragen, allgemeine Volksbewaffnung eingeführt werden. Verlangt wird weiter Aufhebung aller vorrevolutionären Einschränkungen der Freizügigkeit und der Gewerbefreiheit. Daneben haben sich freilich etliche zünftlerische Mischstände in das Programm der Arbeiterverbrüderung verirrt. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß ein Normalarbeitstag für Erwachsene von zehn Stunden gefordert wird; Fabrikarbeit von Kindern unter 14 Jahren soll gänzlich verboten werden. Die Beschlüsse des Kongresses, der bis zum 3. September lagte, wurden in einem besonderen Manifest der deutschen Nationalversammlung ans Herz gelegt, die man darum anging, ein besonderes Arbeiterparlament als Berater des wirtschaftlichen Ausschusses nach Frankfurt zu berufen. Ihrer politischen Bedeutung sich bewußt geworden, verlangen die Arbeiter, daß ihre Rechte geachtet würden, sonst würden sie „unter der Macht der finsternen Not aus den wärmsten Freunden der bestehenden Ordnung zu den bittersten Feinden derselben werden müssen“. Die Sprache des Manifests war im übrigen sehr maßvoll, wie überhaupt die Haltung des Kongresses. Der sozialistische Grundzug ist unverkennbar, ebenso freilich auch die Tatsache, daß in der Versammlung und einem Teil ihrer Beschlüsse noch ziemlich viel Unklarheit zutage trat. Es wäre freilich auch unbillig, von der eben anhebenden Bewegung die Klarheit des heutigen Sozialismus erwarten zu wollen. Waren doch auch die französischen Arbeiter von 1848 nicht erheblich zielbewußter als das deutsche Arbeiterparlament, obwohl Frankreich viel entwickelter war als Deutschland. Die Praxis des Massenkampfes schloß bald ein gut Teil der vorhandenen Unklarheiten weg, als die Arbeiterverbrüderung sich nun ernstlich zu regen begann, das Zentralkomitee seine Arbeit in Angriff nahm. Zu seinen ersten Mitgliedern waren er-

wählt worden Stephan Vorn, Mick und Zehnwinger, ein Geometer aus Hamm. Sie sollten ihren Sitz nicht in Berlin nehmen, sondern in Leipzig und in Leipzig kam denn auch das publizistische Organ des Arbeiterbundes heraus, die seit dem 3. Oktober 1848 zweimal wöchentlich erscheinende, von Vorn redigierte „Verbrüderung“.

Das Zentralkomitee und die Arbeiterverbrüderung überhaupt entfaltete eine rege agitatorische Tätigkeit. Massenversammlungen fanden bald an zahlreichen Orten statt, so in Leipzig, Dresden, Magdeburg, Eisen, Mainz, Nürnberg, Hamburg, und zeigten, daß die Ideen der proletarischen Massenbewegung gute Aufnahme bei den Arbeitern fanden. Die Versammlung in Nürnberg war von tausend, die in Hamburg von mehr als zweitausend Personen besucht. Diese beiden Versammlungen fanden statt bei Gelegenheit von Bezirkskongressen der Arbeiterverbrüderung. Auf dem in Nürnberg (2. bis 4. April 1849) beschlossenen die bayerischen Arbeitervereine ihren Anschluß an die Verbrüderung. Der Hamburger Kongreß (10. bis 11. Februar 1849) war ein Kongreß der norddeutschen Arbeiter. So fand in Leipzig ein sächsischer Bezirkskongreß statt, in Altenburg einer für die thüringischen Staaten, in Heidelberg ein südwestdeutscher, in Göttingen ein württembergischer. Sehr interessant ist der Hamburger Kongreß, weil hier die Frage der Landagitation eine große Rolle spielt. Vertreter der medlenburgischen Rittergüter Tarnow und Petersdorf waren zugegen und brachten die Frage zur Sprache, wie den Landarbeitern zu helfen sei. Man kam zu dem Resultat, daß sie sich organisieren und affozieren und mit den städtischen Arbeitern der Verbrüderung beitreten sollten. Ferner wurde das Zentralkomitee beauftragt, für die Landarbeiter von Holstein eine Petition um Staatshilfe zu entwerfen. Demnach betrieb die Arbeiterverbrüderung eine sehr wirkungsvolle Landagitation. Es bildeten sich zahlreiche ländliche Zweigvereine der Verbrüderung, und es kam eine Massenpetition zustande, die die nächsten Forderungen der medlenburgischen Tagelöhner enthielt. Auch in Schlesien und Livonien arbeitete die Verbrüderung mit Erfolg auf dem Lande. Diese Frage wurde überall ins Auge gefaßt. So verpflichtete der bayerische Arbeiterkongreß alle Arbeitervereine, die Agitation aufs Land zu tragen und die Bauern ums Banner der sozialen Emanzipation zu scharen. Es wurden auch einige Bauernvereine in Franken gegründet. Bei alledem ist nun sehr wesentlich, daß die Arbeiterverbrüderung für die Landwirtschaft bei dem Standpunkt blieb, den der Berliner Arbeiterkongreß eingenommen hatte. Sie verlangte nicht sozialistischen Großbetrieb des Ackerbaues, sondern blieb bei der Parzellentwirtschaft stehen. Schon der sächsische Kongreß nahm in dem Sinne Stellung, daß Arbeiter in den Besitz von parzellierten Latifundien gesetzt werden sollten. Auf dem thüringischen Tag wurde eine Adresse beschlossen, die Aufhebung des Gesetzes über die Unteilbarkeit des Bodens forderte und Vorschläge zu seiner zweckmäßigen Parzellierung machte. So verlangten auch die schlesischen Tagelöhner, daß die Staats- und Kirchengüter parzellenweise an die Armen in Zeitpacht gegeben werden sollten. Gleichzeitig wurde natürlich Beseitigung aller feudalen Reste von der Verbrüderung verlangt. Von einer Ausdehnung der Idee der genossenschaftlichen Produktion auf die Landwirtschaft zeugt höchstens die Stelle in dem Bericht über den Hamburger Kongreß, daß die ländlichen Arbeiter sich organisieren und affozieren sollen, womit wohl gemeint ist, daß zwar jeder sein Stück Land haben, gleichzeitig aber einer Genossenschaft angehören soll, die ihm die Vorteile der Affoziation soweit wie möglich verschafft.

Der bedeutendste unter den Bezirkskongressen und der größte agitatorische Erfolg der Verbrüderungsleiter war die Heidelberger Tagung südwestdeutscher Arbeitervertreter am 28. und 29. Januar 1849. Hier handelte es sich nicht bloß darum, bisher „wild“ gewesene Arbeiter zu organisieren, sondern es galt eine Organisation zum Ausdruck zu bewegen, die bereits einen anderen grundsätzlichen Standpunkt eingenommen hatte als die Verbrüderung. Aus dem Frankfurter Geiellentage des vorhergehenden Jahres war eine Organisation bairischer, rheinländischer, rheinbayerischer und württembergischer Arbeiter hervorgegangen, die in Heidelberg ihren Kongreß abhielt. Theoretischer Vorkämpfer dieser Vereinigung, insbesondere ihres Komitees, war der staßfurter Professor Winkelblech, mit dem Zentralkomitee Namen Marlo, dessen Pseudo-Sozialismus verächtlich Verwirrung anrichtete. Im Kern nach war die Winkelblech'sche Lehre nichts als eine etwas sozialistisch herausgerutete Umkehrung einer zünftlerischen Reorganisation des Wirtschaftslebens. Wirtschaftlich reaktionär, war er es auch politisch. Mit dem Komantier auf dem preussischen Thron jecken-erwandt, begeisterte er sich auch für ein totales Königtum absolutistischer Natur. Daß Winkelblech'sche sozialistische Mebensarten von der Organisation der Arbeit usw. naive Gemüter unter den süddeutschen Arbeitern über das mittelalterliche Weien seiner Vordränge hinwegzutäuschen vermocht hatten, war gewiß nicht unbedenklich. Zu des war es bloß eine vorübergehende Verirrung. Die Vorkämpfer der südwestdeutschen Arbeiter in Heidelberg erwieien sich für Geengründe zu günstiglich, als ihnen Vorn diese eindringlich vorführte. Es kam in Heidelberg zu einem förmlichen Prinzipientampf. Winkelblech war persönlich erschienen und vertrat seine kleinbürgerlichen Ideen. Ihm antwortete schlagfertig und gründlich Vorn, der einleitend darlegte, daß es unmöglich sei, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, daß es aus dem Reich der freien Konkurrenz keinen Weg nach rückwärts zum Zunftweien, sondern nur vorwärts zum Sozialismus geben könne. Daß Vorns Ausführungen überzeugend gewirkt hatten, bewies der lebhafteste Beifall, den er fand und die Ausrufenen südwestdeutscher Organisationsvertreter. Winkelblech gab denn auch seine Sache hier verloren und reiste gleich nach dem ersten Tage ab, unter Verzicht auf die beabsichtigte Fortführung des Mededuell's. Die südwestdeutschen Vereine aber verichmolzen sich nun mit der Arbeiterverbrüderung. Die Mitglieder des Frankfurter Zentralkomitees sollten dem Leipziger Komitee beitreten. Publizistisches Organ des ganzen Bundes sollte die „Verbrüderung“ sein.

Dies bedeutete schon soviel als, daß die südwestdeutschen Arbeitervereine sich auf den Boden des Sozialismus und der proletarischen Demokratie stellten und die revolutionäre Haltung billigten, die das Zentralkomitee wie das vom Zentralkomitee herausgegebene Blatt einnahmen. In bezug auf die zur Entscheidung stehenden politischen Streitfragen des Augenblicks hatte das Zentralkomitee alsbald Stellung nehmen müssen; denn wenige Wochen nach dem Beginn seiner Tätigkeit endigte die Wiener Oktoberrevolution mit der Erstürmung der österreichischen Hauptstadt durch die Truppen von Windischgrätz, und an dem Tage, als in Wien Robert Munn erschossen wurde, marschierten Wrangels Garderegimenter in Berlin ein und verjagten die preussische Nationalversammlung. In dieser Zeitlage hat die Arbeiterverbrüderung keinen Augenblick geschwanzt, wie sie Stellung zu nehmen habe. Wie schon vor der Entscheidung in Berlin Wisky als Leiter des Berliner Bezirkskomitees der Arbeiterverbrüderung der Nationalversammlung den bewaffneten Beistand der Arbeiter gegen den Staatsfraid an-

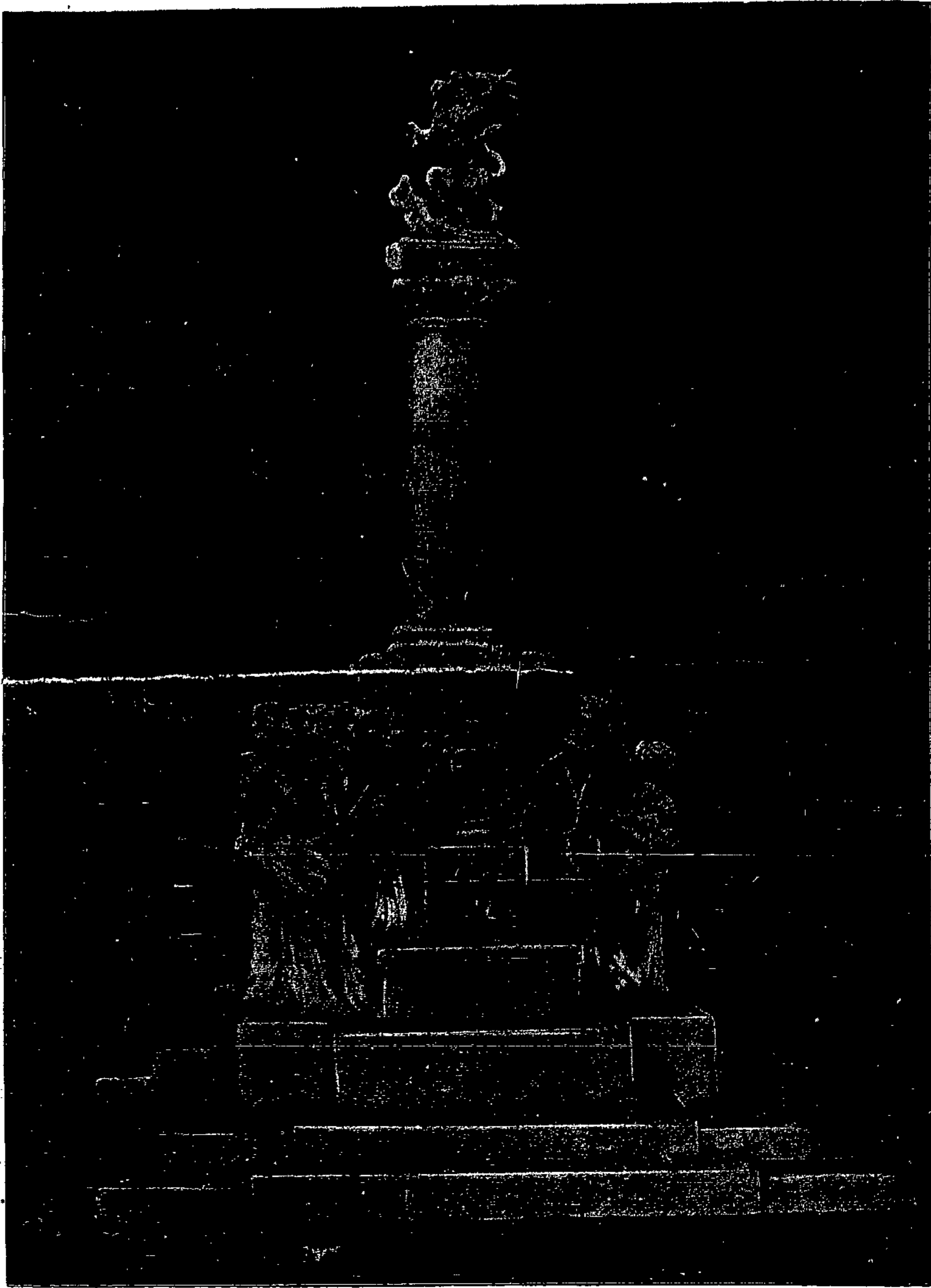
bet und sich in der sogenannten Majorsnacht persönlich bemühte, den furchtsamen liberalen Philistern von der Bürgerwehr Mut zu mehr als dem passiven Widerstand zu machen, so erließ das Zentralkomitee in Leipzig am 22. November 1848 ein Rundschreiben an alle Bezirks- und Lokalkomitees der Verbrüderung mit der dringenden Aufforderung, alle Kräfte und Mittel zur Bewaffnung der Arbeiter aufzubieten und aus den schon gebildeten Assoziationsklassen Vorschüsse zur Anschaffung von Waffen anzuhelfen zu lassen, damit die bewaffneten Arbeiter den verräterischen Feind aller Orten bekämpfen könnten. Die preussischen Brüder speziell werden aufgefordert, den Beschlüssen der Nationalversammlung nicht nur Folge zu leisten, sondern ihr möglichst durch entschiedene Bewegung vorzuarbeiten. „Es ist in Deutschland jetzt die Zeit, wo jede Stadt, wo jedes Dorf zur Wüste werden muß gegen die Tyrannei. Laßt uns zeigen, daß wir der Freiheit würdig sind.“

So vertreten auch die programmatischen Artikel der „Verbrüderung“, von denen es, wie überhaupt von dem Hauptinhalt des Arbeiterblattes, einen von Max Quarc herausgegebenen Neudruck gibt (Frankfurt a. M., Verlag von Wilh. Gerhold, 1900), den Standpunkt, daß das Proletariat gegenüber der Geburts-Aristokratie und der Monarchie, die nur die oberste Spitze des Feudaladels darstelle und sein Interesse vertrete, ein gemeinsames Interesse mit der Bourgeoisie habe und ihr natürlicher Bundesgenosse sei. Wenn und wo aber durch den Sturz der Geburtsaristokratie, die Kapitalistenklasse zur herrschenden geworden ist, da teilt der Interessengegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden oder richtiger zwischen Kapitalisten

und Arbeitern die Gesellschaft in zwei Klassen, von denen die herrschende ihr Interesse zum Staatsinteresse macht: „Die arbeitende Klasse aber will die Aufhebung aller Vorrechte, aller Klassengegensätze, sie steht folglich der Bourgeoisie feindlich gegenüber.“ Das ist überhaupt der Ausgangspunkt der grundlegenden Artikel

„Verbrüderung“ erscheint es beschränkt, nicht einzusehen, daß „das Geschick der arbeitenden Klasse eng und fest mit der demokratischen Partei verknüpft ist, und daß mit der Verwirklichung der Demokratie im eigentlichen Sinne des Wortes, der Volksherrschaft, ihre Lage erst in Wahrheit verbessert und würdig gestaltet werden kann“.

Aber zwischen Demokraten und Demokraten ist eben für die „Verbrüderung“ ein Unterschied. Da gibt es einerseits die bürgerlichen Demokraten, die bloß alle politischen Vorrechte aufgehoben wissen wollen. Soweit stimmt die sozialdemokratische Partei mit ihnen überein. Darüber hinaus aber will die Sozialdemokratie den Arbeiter aus der Sklaverei des Kapitalisten befreien durch eine vernünftige Organisation der Arbeit, die nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen Vorrechte vernichtet. Die Arbeiterpartei will eine sozialistische Gesellschaft, in welcher es „keine Klassenunterschiede, keine Gegensätze mehr in der Gesellschaft gibt, die sich auf den größeren oder geringeren oder Nichtbesitz gründen“. Das Ziel des Strebens der Arbeiterpartei ist eine neue Produktionsweise, in der es nicht mehr die Ausbeutung der Lohnarbeit durch das Kapital gibt, sondern an die Stelle davon die freie Arbeit in der Assoziation tritt. Das vom Proletariat zu erstrebende Ge-

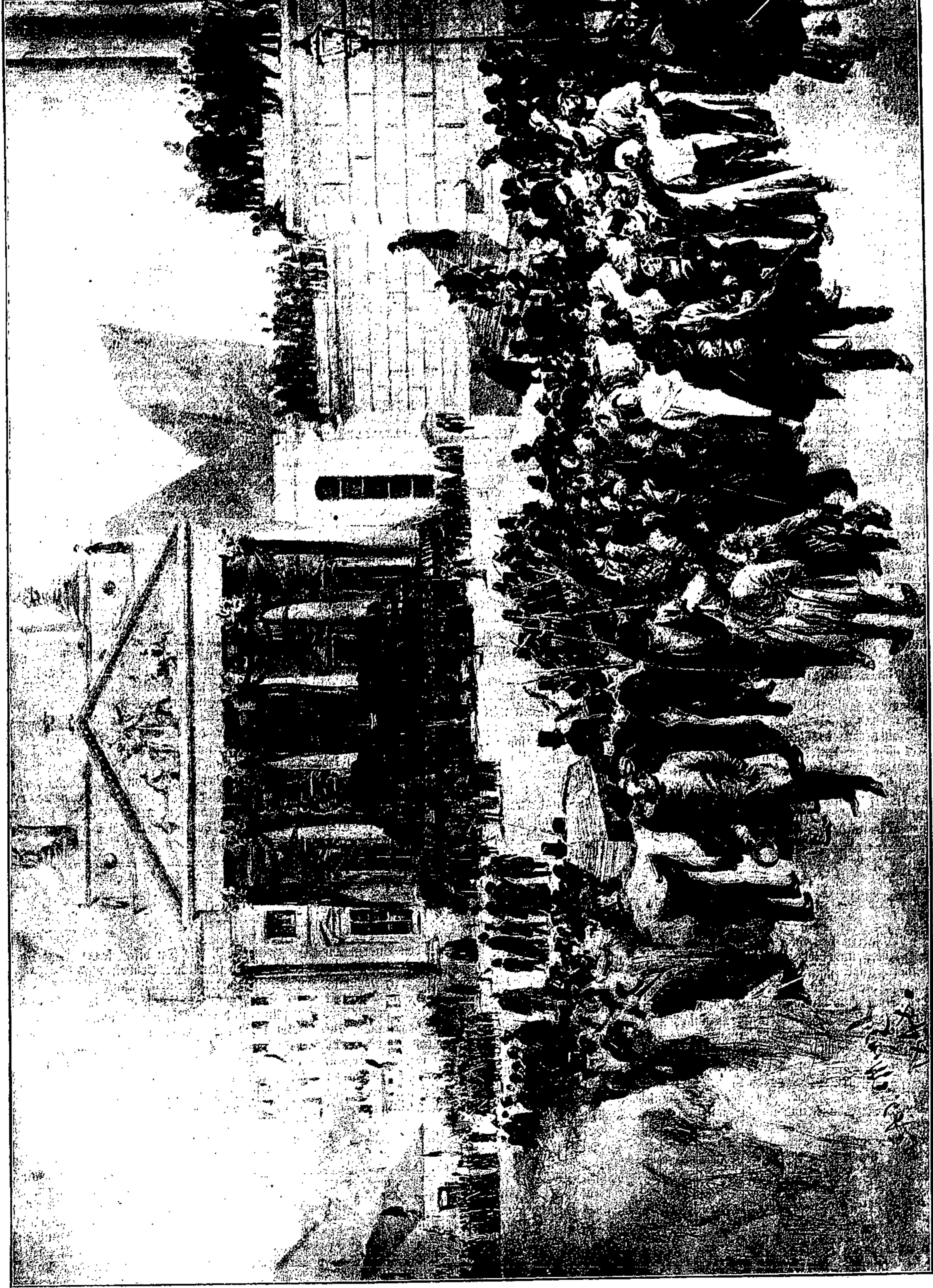


Vallgrén: Das allgemeine Wahlrecht.

der „Verbrüderung“, der Gesichtspunkt, daß die soziale Frage der Ausdruck eines gewaltigen Klassenkampfes in der Gesellschaft sei.

Scharf nimmt das Blatt Stellung gegen die vor 48 in Deutschland so zahlreichen „Sozialisten“, die da vermeinten, unabhängig von jeder Politik ihre in sich abgeschlossenen Pläne mit einem Male verwirklichen, ihre fertigen Utopien in jeder Staatsform aufbauen zu können. Der

meint werden wird sein eine „Vergesellschaftung arbeitender Menschen mit Ausschluß aller bisherigen Vorrechte sowohl des mittelalterlichen, wie des bürgerlichen Staates, in dem die Arbeiter ausgebeutet werden“. Der Klassenkampf des Proletariats gegen das Kapital arbeitet hinaus auf eine Organisation der Industrie, die auf der gemeinschaftlichen Ausbeutung der Produktionsinstrumente beruht.



Menzel: Hufabtragung der Märzgefallenen.

Es fragt sich nun, wie sich die „Verbrüderung“ die Erreichung dieses Zieles, den Sturz des Kapitals, den Sieg der genossenschaftlichen Produktionsweise denkt. Sie schreibt in ihren letzten Zeiten einmal, nur Trümmen könnten noch an eine friedliche Lösung der sozialen Frage glauben. Da denkt sie offenbar an eine Revolution, die die Besitzverhältnisse umstürzt, die Kapitalisten expropriert. Sonst hat die „Verbrüderung“ aber eine friedliche Lösung ins Auge gefaßt. Dabei sollen die Assoziationen helfen, die Genossenschaften. Solche soll die Arbeiterschaft schon jetzt begründen, wenn sie genügend Mittel dazu gesammelt hat. Freilich ist sich die „Verbrüderung“ darüber nicht unklar, daß die kargen Mittel der Besitzlosen allein nicht genügen werden, um den Kapitalisten erfolgreich Konkurrenz zu machen und den Bankrott der Privatindustrie herbeizuführen. Und so verlangt sie, wie schon der Arbeiterkongreß, Staatshilfe zur Gründung von Produktivgenossenschaften. Wobei ihr freilich wiederum nicht ganz verborgen bleibt, daß so etwas im bürgerlichen Staat kaum zu erwarten ist. Sie schreibt einmal: „Wir setzen immer die politische Herrschaft der arbeitenden Klasse voraus, ehe wir eine größere, in alle Gesellschaftskreise greifende Ausführung sozialer Ideen für möglich hielten.“ Das hinderte den Arbeiterbund aber nicht, den Anspruch auf staatliche Unterstützung schon jetzt zu erheben.

Auf dem sächsischen Arbeiterkongreß legte das Zentralkomitee eine Petition um Staatsunterstützung für Produktivgenossenschaften vor, womit man an die Volksvertretungen herantreten sollte. Der Wortlaut, der von den Delegierten diskutiert und zum Beschluß erhoben wurde, war nicht nur zur Einsendung an die sächsische Kammer bestimmt, sondern sollte mit den notwendigen Änderungen auch an die Volksvertretungen der übrigen Staaten gerichtet werden. Während die sächsische Eingabe um eine Unterstützung von vier Millionen Talern einkam, wurde z. B. das preussische Parlament um zehn Millionen Taler angegangen. Die Petition geht aus von der sozialen Lage, die sich infolge der kapitalistischen Entwicklung herausgestellt hat. Zahlreiche Arbeitgeber sind durch die Konkurrenz des herrschenden Kapitals ruiniert oder dem Untergang nahe. Die Masse der Lohnarbeiter hat nicht die geringste Aussicht mehr, daß sie sich aus dem Stande der Lohnsklaverei je zu einer freien Stellung emporheben könnte. Als bewegendes Prinzip der Gegenwart aber wird bezeichnet, daß der Mensch zur

materiellen Freiheit gelange, und „solange dieses Ziel nicht erreicht ist, wird die Gesellschaft in revolutionären Kämpfen sich befinden, weil ein Prinzip, wenn es als wahr von der Mehrzahl der Menschen erkannt worden, notwendig auch ins Leben geführt werden muß“. Und nun lenken die Vorkämpfer die Aufmerksamkeit der Volksvertreter auf ein Mittel wirksamer Sozialreform hin, auf die Assoziationen der Arbeiter. Wie die Vereinigung von Kapitalisten die großen Erfindungen, Danwerke und Fabriken hervorgebracht hat, durch die unsere Zeit sich von der Vergangenheit unterscheidet, so werden auch die Assoziationen der Arbeiter der gewerblichen Tätigkeit eine neue gewaltige Gestaltung geben, sie werden vor allem immer mehr Menschen eine menschliche Existenz sichern. „Diejenigen aber, welche nichts besitzen als ihre Arbeitskraft, können unmöglich dies große Werk allein und in dem Maße auf richten, daß es wesentlichen und allgemeinen Nutzen bringt.“ Da muß vielmehr der Staat mit seinen Mitteln eingreifen. Als die preussische Petition um zehn Millionen Taler von dem Zentralkomitee im Frühjahr 1849 zur Sammlung von Unterschriften in Umlauf gesetzt wurde, ging den Arbeitervereinen gleichzeitig von Leipzig ein Begleitschreiben zu, das wieder Licht auf die leitenden Gesichtspunkte der Verbrüderungsführer wirft. Da wird zunächst denen, die eine Bewilligung des Gesuchs durch die Volksvertreter als ausgeschlossen und deshalb die Petition als zwecklos ansehen, entgegengehalten, daß auch im Falle der Ablehnung die Adresse allemal den großen Nutzen bringe, agitatorisch zu wirken, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Arbeiterforderungen zu lenken, die ebenso unermüdet ausgesprochen werden müssen, wie das in England schon geschehe. Weiter weist das Schreiben darauf hin, daß die Behnmillionenforderung nicht etwa so gemeint sein könne, daß die Arbeiter nun die Hände in den Schoß legen und darauf warten, bis ihnen die gebratenen Tauben der Staatsunterstützung in den Mund fliegen, sondern „daß es Pflicht der Arbeiter ist, mit der Begründung der Assoziationswerkstätten selbst voranzugehen, und daß sie an den Staat nur die Forderung stellen können, diese schon gegründeten oder eingeleiteten Assoziationen zu unterstützen“. Es wird den Arbeitern empfohlen, damit zu beginnen, „daß sie ihre notwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Brot und Kleidungsstücke, durch Assoziation herstellen und auf diese Art den Werkstätten von vornherein Absatz und Bestehen sichern“.

Es wurde denn auch bald eine ganze Reihe von Genossenschaften dieser Art gegründet, darunter mehrere in Berlin, von denen am besten in Gang kam eine Genossenschaft zur gemeinsamen Beschaffung von Brot. Bemerkenswert ist auch, daß eine Assoziationsbäckereimacherei in Berlin begründet wurde, wobei man die revolutionären Zeitläufte im Auge behalten muß. In Leipzig wurde eine Schuhmacher- und eine Schneidergenossenschaft begründet, verschiedene weiter in Altenburg und in Schmöln. Am besten gedieh von den Verbrüderungsunternehmen auf genossenschaftlicher Grundlage der in Berlin begründete Gesundheitspflegeverein, der die Zwecke einer Krankenkasse mit pekuniärer Unterstützung, freier ärztlicher Behandlung und unentgeltlicher Lieferung von Medikamenten erfüllte. Diese Vereinigung wuchs mit großer Schnelligkeit und zählte in den letzten Monaten des Jahres 1849 schon über 5000 Mitglieder. Von den anderen Genossenschaften kamen manche infolge von Mangel an Kapital nicht voran, anderen wurde nicht die nötige Zeit zur Entwicklung gelassen, weil inzwischen die Konterrevolution hereinbrach. Daß für genossenschaftliche Zwecke nicht soviel Geld zusammenkam wie man ursprünglich gedacht haben mochte, erklärt sich daraus, daß es nicht möglich war, allen Verbrüderungsmitgliedern die Verpflichtung der Zugehörigkeit zur Assoziation und des Beitrags zur Assoziationskasse aufzulegen. Die Verbrüderung hatte das Ziel begreiflicherweise nicht zu erreichen vermocht, das der Arbeiterkongreß ihr gesetzt hatte, die Einfassung des Lohnes und seine Auszahlung an die Arbeiter zu übernehmen, und so war es auch nichts mit den Abzügen zugunsten der Assoziationskasse. Erfolgreicher waren wenigstens hier und da zeitweilig die Bestrebungen des Verbandes, den Arbeitsnachweis zu übernehmen; so überließ in Berlin im Oktober 1848 der Magistrat der Verbrüderung den Arbeitsnachweis. Es versteht sich natürlich auch, daß die Verbrüderung, insbesondere ihre Lokalkomitees, auf dem Gebiete der Lohnbewegungen ihre Pflicht taten. Das Verbandsblatt enthält eine ganze Reihe von Berichten über die Gewerkschaftskämpfe der Revolutionszeit und versteht ihre Lehren agitatorisch wirksam darzulegen. Auch findet sich in der „Verbrüderung“ schon die Praxis, bei Streiks vor Bezug zu warnen, und zwar, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, nicht nur bei deutschen, sondern auch bei ausländischen Umständen. (Schluß folgt.)

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

(Fortsetzung.)

Im Garten vor dem Mühlehause blühten Rosen und Nelken in leuchtender Pracht. Schmetterlinge gaukelten drüber, und eifrig summten die Bienen. Am Fenster, hinter dem Frau Amalia im Kollstuhl ruhte, gefesselt durch langwierige Leiden, blühte ein Geranium edelster Art, und leise spielte ein sommerlicher Lufthauch mit der zartstoffigen Gardine, die blütenweiß herabhängt. Auf der anderen Seite des Hauses aber, wo der Doggenbach klar und still vorüberfloß, lag Tyras, der große Hofhund, träge in der Sonne, und unweit von ihm trippelten zwei kleine, schwarzäugige Buben dem Bache entlang, den Kirschbäumen nach, aus deren üppigem Laube hervor die reifenden Früchte lockten. Ringsum ruhige Schönheit, freudiges, friedvolles Weben und Leben, und nichts verriet, welche düstere Gast soeben in der Doggenmühle eingekehrt war — Frau Mesi war gestorben.

Leicht und kampflos war ihr Scheiden, wie ein Kind unter dem treuen Auge der Mutter schlief sie ein, das Haupt an die Brust des Vaters geborgen.

„Männeli soll dableiben bei den Buben, Du versprichst es mir?“ lauteten ihre letzten Worte.

Und: „Ja, ich verspreche es Dir, beruhige Dich nur,“ antwortete er ohne Zögern. Und mit einem Nicken hatten sich ihre Augen geschlossen.

Am Bette stand das Hochbühl-Männeli, auf die das letzte Gespräch der beiden Bezug hatte. Schwere Tränen rannen über das sanfte Gesicht, und fragend traf sie der dunkle Blick des blassen Mannes. Stumm bejahend senkte sich das blonde Haupt, und so knüpften sich geräuschlos die Schicksalsfäden. — — —

„So, so, so . . . Sie ist also erlöst und der Wolfgang auch! Ist beiden wohl zu gönnen. Wein und Most werden nun im Preise sinken, drum will ich mir noch eines einschenken.“ Und der junge Hochbühlbauer hob den dickbauchigen grünen Mostkrug, der neben ihm auf der Bank stand, auf den Tisch und füllte sich das große Glas aufs neue. Auch ein handliches Stück Schweinefleisch schnitt er sich ab, ohne die großen, gelbfunkelnden Blicke seiner Schwiegermutter zu beachten.

„Du redst, wie Du bist,“ sagte Frau Elisabeth, deren stattlicher Erscheinung die Jahre nichts anzuhaben vermocht, „sackgrob“.

Sie begann am Tische geräuschvoll das leere Geschirr und die Weste zusammenzuräumen, denn die Leute waren längst vom Abendessen aufgestanden. Nur Meik, der Bauer, tat sich noch gütlich und schenkte sich neben dem großen, frisch gefüllten Glas auch noch ein kleineres voll mit „rauhem Faden“, wie er den starken Tresterschnaps scherzweise benannte. Er lachte spöttisch in sich hinein, als er sah, wie drüber seine hübsche Frau das feine Räschen rümpfte.

„Manchmal kommt er doch auch gelegen, der Senfenstöffel,“ fuhr Meik fort, „er könnte auch bald einmal auf dem Hochbühl erscheinen, an Arbeit würd's ihm nicht fehlen.“

Frau Elisabeth, die schon der Türe nahe war, kehrte um und kam an den Tisch zurück, und das Geschirr, das sie hinaustragen gewollt, heftig darauf schlagend, sagte sie dröhnenden Tones: „Ich sollt abkraken, meinst Du? Ist wohl möglich, daß der Berdruß eins umbringt, mich aber

nicht. Dir z'leid möcht ich noch leben hundert Jahr, Du Kinnel!"

"Wahre, Mutter," erwiderte Welf in gemächlicher Gutmütigkeit. „Kommt der Zenselöffel, nimmt er hoffentlich den Welf am Ohr, den Unflut. Dann könnt die hübsche Witiran den belächelten Witwer trö . . .“

Oben ging die Thür auf und Elisabethli, das einzige Kind des Hochbühlpaars, trat herein. „Kommt, Elisabethli, wir zwei wollen lieber leben. Was die beiden dort reden, ist nichts für Dich," sagte Frau Elisabeth und faßte des Kindes Hand. Einen großen, ängstlichen Blick auf die erregten Eltern werfend, folgte die kleine schweigend der Großmutter.

Am Tischchen aber erhob sich Frau Zenz und trat mit flammendem Gesichte vor ihren Mann hin: „Daß der Wolfgang nicht mein Zehat gewesen, weißt Du gut genug. Aber etwas anderes weißt Du nicht, und das sollst Du nun vernehmen. Du weißt ja nicht einmal, wer schuld dran ist, daß ich Deine Frau bin. Die da drinnen, die jetzt tot ist, hat mir einmal die gleiche Verrietheit vorgebracht, wie Du es jetzt und so oft schon tatest. Darauf hab ich vorgerath, daß der Wolfgang die Peißländerei los wurde. Du besaust den Hochbühlhof und mich dazu, einzia, damit kein Menich mehr Anlaß finde, mir etwas nachzureden. Und keine zwanzig Worte hab ich seither mit dem Doggenmüller gewechselt. Also, wie gesagt, aus Liebe zu Dir etwa bin ich nicht mit Dir zur Kirche gegangen, sondern einzig und allein, weil ich so ein dummes Geschwätz nicht leiden mochte. Und nun muß ich's von Dir hören. Wenig hab ich jetzt! Wenn Du noch ein einzigmal mit mir einer Silbe auf das verriethe Zeng anspiest, besonders in Gegenwart von Mutter oder Kind — dann sollst Du erfahren, daß ich es auch von Dir nicht hinnehme und mich Deiner zu erwehren weiß.“

Sie schritt an ihren vorigen Platz zurück und nahm das Nähzeug zur Hand.

Welf räusperte sich ein paarmal lebhaft, tat einen langen Zug aus dem Glase, füllte nach und meinte dann halb spöttlich, halb begütigend: „Nur nicht grad so aufklipflich. Käsonieren, das kannst Du wie ein Nachtwächter. Was hab ich denn so Böses gesagt? Ich meinte halt bloß, alte Liebe rostet nicht. Und des weiteren hab ich keine Angst, daß etwa der Wolfgang mir die Liebste abtrünnig mache. Der hat ja schon Erfak im Hause und was für einen! Das Männli ist nicht umsonst seit Jahr und Tag dort. Und die beiden Alten werden ihm schon dazu raten, falls er nicht selbst drauf käme. Aber so geschick wird er schon sein und merken, was gut für ihn ist. Und recht hat er! Sauber ausgewachsen ist das Männli und eine gute Hansfrau ist's. Ach was, die beiden sind am End längst einig.“

Er lachte laut vor sich hin.

„Schämst Du Dich nicht, das Männeli zu verdächtigen! So ein engelreines Mädchen! Was tat sie Dir? Meinst etwa, sie hätte da bleiben sollen im Hause des ewigen Saders, Deine Magd. Und Dir ist doch bewußt, daß Frau Amalia, die Großmutter, die kleinen Buben, die an der Mutter nichts hatten, ihrer dringend bedurften. Doch was verstehst Du von dem, was ein Mädchen denkt und fühlt! Eigentlich ist's schad um jedes Wort.“

Zenz stand auf, und ihr Haupt mit einer hochmütig-verächtlichen Gebärde zurückwerfend, schritt sie hinweg, ihren Mann allein lassend. Der griff zum Glase und ließ den kräftigen Most in breitem Ströme in seine Kehle fließen. Er entschädigte ihn für die erlittene Niederlage.

Frau Elisabeth hatte sich selbstverständlich mit ihrer Philomena und deren Mann längt, ja gleich nach Zenz' Verlobung mit Welf, verlobt. Oftmals, wenn die Wogen der Empörung und des Bornes gegen den prozigen Schwiegerohn in ihrem Gemüte aufschäumten, packte sie

ihren Reisesack und begab sich hinüber nach Entsee zum andern Schwiegersohne, dem Schneidermeister Leo Solderstängel, dem ehemals so bitter gehassten „Schwaben“. Eines herzlichen Empfanges war sie stets gewiß, und wie Wolfgang ihr einst prophezeit, so fand sie es nun wirklich. Es war ein kurzweilig Leben in der Stadt, und mancherlei ward man dort inne, wovon die Menichen in den Doggenhöfen keine Ahnung hatten. Und das gute Essen — das Glas Wein, das Philomena ihr immer neben den Teller stellte! Und da ihr Enkel, der dicke, kleine Leo! Was der schon pfiffig war, ihr zu schmeicheln wußte. Voller Stolz erzählte sie bei Bekannten von diesem kleinen Sterl. Wunderbar sei es geradezu, daß ein schwacher, leichter Vater so einen starken, schweren Buben aufgestellt habe. Wenn der schon hinfalle, er bräute nicht wie des Elisabethli auf dem Hochbühl: er richte sich lachend auf — so ein scharmanter Burische.

Länger als etwa vierzehn Tage hielt sie es in dem „Herrenleben“ zu Entsee doch nie aus. Unbeswingbare Sehnsucht zog sie nach dem stillen Doggen, nach den weitgedehnten Wiesen und Feldern, nach dem großräumigen Hochbühlhaus — kurz, nach allem. Wöalich, daß sie noch am Hochbühl vorbei den Kirchweg hinab in die Mühle ging, damit niemand togen könnte, sie hätte sich in die alten Verhältnisse zurückgewünscht. Sie blieb dann in der Mühle, und Männeli holte die kleine Elisabeth. So fand sich denn auch stets leicht der erwünschte Anlaß, auszuweichen ihren Einzug auf den Hochbühl zu halten, wo sie allein so recht sich zu Hause fühlte, mochten die Zustände dort noch so unerquicklich sein.

So kam sie auch eines Tages wieder in die Mühle. Es handelte sich diesmal nicht um ihren Enkel Leo, nicht um Philomena, die es so schön hatte, wie in Buchwil keine Matscherenfrau, nicht um die vornehme Kundschaft ihres Schwiegersohnes, der allen nobeln Herren Hofen lieferte, die keine Falten warfen. Diesmal trieb die Politik sie hin — und zwar eine Politik, die nicht bloß die in zwei Lager geschiedenen Männer, sondern auch die Frauen, selbst die Mägde an den Brunnen, die Kinder auf dem Schulwege beschäftigte. Der Leo hatte es heimgebracht aus dem Verein, die Stunden, die ins Haus kamen — alle sprachen sie davon! Es werde im Frühjahr eine neue Bundesverfassung geben. Sie verstehe zwar nicht recht, was das sei. Es komme von den Herren in Bern, habe der Leo gesagt, und da könne man schon denken, was das Gutes sei. Einmal aufs Lumpen sei es abgesehen, daß jeder Löffel und Stöffel heiraten könne, ohne die Vorgesetzten fragen zu müssen. Mit der Religion solle abgefahren werden, nicht bloß mit der katholischen, auch mit der reformierten und sogar mit der jüdischen. Und die Juden dürften einziehen und sich niederlassen, wo's ihnen behage. „Ist das eine Sache, eine sappermost's Sache!“

„Ach glaube, die Zeitung brachte schon etwas davon," antwortete Männeli. „Mir ist, Wolfgang und Pauli, der gerade auch da ist, hätten schon davon gesprochen. Aber wenn mir recht ist, so meinten sie, die neue Verfassung bedeute einen großen Fortschritt.“

„Fortschritt," eiferte Frau Elisabeth ärgerlich, daß ihre Menigkeit hier schon alt war. „Fortschritt! Fortschritt — so ein wütig dummer Titel das! Ja, ja, glaub es wohl, denen gefalle das — haben halt auch keine Religion. Das wird noch schön werden.“

Diesem schrecklichsten aller Schrecken sollte wenigstens die älteste Hochbühlerin, das achtzigjährige Großmütterchen, beizeiten entrückt werden. Der große Feierabend brach für sie an. Es schien keine besondere Krankheit zu sein, noch klagte sie über Schmerzen, es war so ein „Hundemüßsein“, das ihr das Nusslehen vom Bette ver-eitelte. „'s wird halt aus sein mit der Kunst,"

meinte sie zu Männeli, die traurig neben dem Bette stand. „Nimm Dir's nicht etwa noch zu Herzen, hab ja lange genug gelebt und der guten Tage wenig gehabt, die besten hier in der Doggenmühle. Und Du sollst hier bleiben, zu der Mutter, der armen Müllerin schauen und Wolf . . .“ Sie konnte nicht vollenden, sie brach ab: ein Bittern und Zuden floß jäh durch die kleine, fleischlose Gestalt; der Miel erstarrte, und das schwache Lichtlein der alten Frau erlösch vollends.

Amig sah das Mädchen auf das stille Antlitz der Entschlafenen, die mit dem geliebten Namen auf den Lippen verchieden war. Zu Strömen flossen die Tränen über ihre Wangen, sie fühlte es nicht einmal, denn durch ihren Schmerz beble es wie ein seliges Abnen des Glücks. Was hatte die Großmutter noch sagen wollen? Im Herzen der Guten, die nun entschlafen, nahm sie, nun wußte sie's Har, vereint mit Wolfgang, die erste Stelle ein. Und vom Antlitz der Toten wehte ein Hauch der Ewigkeit sie an wie überirdische Weibe.

Mutter und Zenz stellten sich ein. Zeit der Erkrankung der Großmutter war auch die letzte wieder nach der Mühle gekommen. Sie war ja deren Enkelin und hatte Recht und Pflicht, der Schwester in der Pflege der alten Frau beizustehen. Frau Elisabeth jammerte laut, daß die Mutter gestorben, ohne versehen worden zu sein. Sie schuldigte Männeli an, die Kranke zu wenig beobachtet zu haben.

Doch sie ahnte bald, wohl ebenso erbittert über das leicht spöttliche Lächeln der Zenz, als über den Widerspruch des sonst so lauten Männeli. Ja, insgeheim wanderte sie sich sehr, daß Männeli den Tod der Großmutter, an der es doch so hing, nicht schwerer zu nehmen schien. Es war eine traurige Sache um das Sterben einer Alten, dachte sie wehmüthvoll. „Da kann eine arbeiten ihr Leben lang, und je länger sie's getan und je mehr Liebe sie ausgegeben hat, desto weniger Liebe ernten sie beim Sterben, desto leichter verichmerzt man dann auch ihr Scheiden.“

Mit einer Herzlichkeit, die sie im Leben nie für die Schwiegermutter erwinden, betrachtete sie die Tote, die schon auf schneeweißem Linnen ruhte, angetan mit ihrem schönsten Feiertagskleid und einem Ausdruck freundlicher Ruhe auf den stillen Zügen, eigentlich gar nichts Totenhaftes.

„Ihr letzter Liebesgedanke," dachte Männeli, „und er galt mir und Wolfgang.“ Und sie konnte sich nicht losreißen von dem Anblicke des tenern Antlitzes, aber traurig war sie nicht.

„Du mußt dem Mädchen den Kopf zurechtsetzen, Schwester, sonst erlebst Du's noch, daß sie den Witwer heiratet, den Wolfgang. Das wär ein guter Schick, hä, hä!“

So sprach hämischen Tones Hanskaspar im Grund zu seiner Schwester. Er kam von der Doggenmühle, wo er das Männeli gefragt, ob es am Sonntag nicht zur Anshilfe kommen könnte, es werde ein Wettchießen abgehalten. Und nun hatte Männeli, das stille, gefügige Männeli, ihm kurz und bündig erklärt, daß daraus nichts werde. Und er hatte ihr so freundliche Grüße gemeldet von Gottlieb, dem letzte Woche aus dem Bündnerlande heimgekehrten Sohne. Das Kind hatte die Grüße wohl richtig gedeutet, es sei ganz rot geworden, und ihn hätte gedünkt, gerade dieser Grüße wegen habe sie ihn abgejagt. Da stecke doch nur der Wolfgang dahinter, dieser Weibermann, der es allen Weibern antun könne. Wenn er ihr, der Frau Elisabeth, raten dürfe, so solle sie sorgen, daß das Mädchen aus der Mühle verschwinde, je eher, je besser. Sie wisse ja selber, aus welchem Zeng der Müller sei. Ein Freigeinnter, der nichts glaube! Aber sie, die Elisabeth, sei halt selber auch blind und bernarrt in diesen Weibermann.

(Fortsetzung folgt)

Unsere Bilder.

„Das allgemeine Wahlrecht“ ist eines unserer Bilder bestellt; es zeigt uns ein Monument, das in unsere das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht betreffende Zeit trefflich hineinpaßt. Ein ausgereifter Künstler hat dieses Denkmal modelliert; wichtig und doch einfach strebt es in allen seinen Linien empor, eine Kraft verkörpernd und stilisierend, die in unseren Tagen mehr denn je an die Oberfläche der öffentlichen Betätigung drängt: die Kraft des arbeitenden Volkes.

Unter den Namen, die im Zeichen des wiedererwachenden Kunstgewerbes, also in den neunziger Jahren des verflochtenen Jahrhunderts, bei uns Eingang und Absatzgebiet fanden, war besonders einer von gutem und sehr hoch bezahltem Klang: Ballgrén, der Schöpfer des von uns abgebildeten Monuments. Seine Kunst richtig zu werten, gelang wohl damals nicht. Aber die kleinen, recht unbedeutenden, zierlich-nackten Dämchen, welche ein geschmackvolles Talent zärtlich in Bronze nachbildete, wurden, wie sie dies schon in Paris waren, nun auch in Berlin und Wien Lieblinge der Salons, seine barocken Bronzefleischer und Kronen wurden in den alten reichen Schlössern nicht unwürdige Rivalen der kostbaren Erbstücke eines alten Kunstgewerbes.

Aber in Ballgrén haust eine Seele, der jenes Künstlers verwandt, welcher einst im Seidenrock und Spitzenjabot das erste bitter ernste Revolutionsstück schrieb, des Herrn Caron de Beaumarchais. Wie in Beaumarchais führte auch in ihm diese demokratische Seele einen heftigen Kampf mit seinem aristokratischen Geschick, und das Ende war, daß wir fast zwei Jahrzehnte in Deutschland von Ballgrén nichts mehr sahen und hörten.

Inzwischen aber ist Ballgrén in Frankreich in die erste Reihe der großen Monumentalbildhauer gerückt, hat seinem Vaterland eine ganze Anzahl Denkmäler von bleibendem Werte geschenkt und zwingt sich uns jetzt mit kunsthistorischem Eifer wieder auf. Neben den Namen Rodin und Bartholomé ist heute wohl in Frankreich kein Bildhauernamen so populär wie der seinige. Seine Monumentalkunst hat noch die süße Nimm und Grazie seiner kleinen Bronzefiguren im Detail, aber ihr großer Charakter ist eine stürmische Neigung zu demokratischer Grandiosität. Zweifellos liegen infolgedessen oft Konzeption und Detail bei ihm in hartem Streit. In seinen reifen Werken aber ist er wie vielleicht kein anderer der künstlerische Prophet des modernen Frankreich.

Die Aufbahrung der Märzgefallenen. In der Hamburger Kunsthalle hängt in einem Oberlichtsaal des ersten Stockes ein Delgemälde von Adolf Mengel, das aus kunstgeschichtlichen, künstlerischen und weltgeschichtlichen Gründen von besonderem Interesse ist: Die Aufbahrung der Berliner Märzgefallenen. Von seiner weisevollen, ergreifenden Stimmung und der farbig lebendigen Schönheit des Bildes kann die Reproduktion in dieser Nummer bloß eine schwache Andeutung geben. Das Werk ist ein Fragment nur, es ist nicht ganz fertig geworden; trotzdem gehört es zu den besten Zeugen von der großen gestaltenden und malerischen Kunst Mengels. Er hat in ihm die Szene der Aufbahrung der am 18. und 19. März auf den Berliner Barrikaden gefallenen Freiheitskämpfer vor der Kirche am Gendarmenmarkt festgehalten. Hier sollten die Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer von der Berliner Geistlichkeit eingeseget werden. Es sind die letzten Minuten vor dieser Feier am 22. März. Vor dem Portal der Kirche sind die meisten Särge, sämtlich in schwarze Stoffe gekleidet, schon aufgestellt. Bürger bringen den letzten gelben Eichenjarg. Die in weitem Umkreis vor der Kirche versammelte Volksmenge bildet Spalier und grüßt den Sarg ehrfurchtsvoll. Im Hintergrunde links kommt eine Abteilung bewaffneter Bürgerwehr in Zivilkleidern und hohen Hüten zur Totenfeier. Rechts, mehr im Vordergrund, sehen wir die große Freitreppe zum Schauspielhaus, auf den Treppentritten neugieriges Volk, das von einem Bürgerwehrmann zurückgehalten wird. Malerisch ungemein reizvoll sind die Volksmassen im Vordergrund behandelt. Leben und Bewegung und die weisevolle Stimmung der ernstesten Stunde sprechen aus ihnen. Und aus der großen, so lebensvoll als Ganzes gesehenen Masse lösen sich für das Auge des Beschauers mächtig eine Reihe kleiner Gruppen, die ein besonders charakteristisches Gepräge tragen. So im Spalier links von dem zur Kirche getragenen Sarg die Studenten mit ihren Burtschenschaftsabzeichen, ganz im Vordergrund der elegant gekleidete Herr, der den vorübergetragenen Sarg grüßt. Weiter nach rechts tritt uns eine Abteilung Bürgerwehr entgegen mit einem alten Professor, der den Säbel geschultert hat, an der

Spitze. Hervoll erzählt ein Bürger mit der charakteristischen Hausmütze jener Zeit auf dem Kopfe von den Kämpfen, an denen er teilgenommen hat. Ungemein reizvoll ist die Silhouette der Leidtragenden, die sich aus der Masse lösen, um über den Platz nach der Kirche zu streifen. Aus diesen Menschen spricht die Ergriffenheit von den Ereignissen der Zeit. Alle charakteristischen Menzungen dieses Empfindens hat das Genie des Künstlers festzuhalten vermocht, von der weinenden Trauer um die Gefallenen bis zur revolutionären Begeisterung der härteren Kämpfer. Und über dem allen, über der schwarz bestrohten Kirche, über den hohen Stagenhäusern, aus deren Fenstern blutrote Fahnen wehen, wölbt sich der kalte, graue Märzsimmel. Es ist ein Bild, das in seinen Farben und Formen, in seinem Sujel und in seiner künstlerischen Stimmung eine selten ergreifende Sprache führt. Und Mengel hat das alles so wunderbar geschaffen: nur aus dem Gedächtnis und aus der Phantasie.

Kurz vor der Feier hatte er, der damals 33 Jahre zählte und aus tiefstem Herzen der Revolution jubelte, auf der Treppe der an der anderen Seite des Gendarmenmarktes belegenen Kirche sich aufgestellt, um Beobachtungen für ein Bild zu machen. Während der Feier hat er nur gezeichnet. Farbenstudien hat er in dieser Stunde und auch später nicht gemacht. Aber mehrfach hat er seinen Standplatz später wieder aufgesucht, um sich das erlebte Bild nochmals zu vergegenwärtigen. Und so getreu hat er sich an das räumliche Milieu jenes Tages gehalten, daß er in der linken Ecke unter den Stagenhäusern auch die kleine gelbe Bude mitmalte, die damals eine Menagerie beherbergte, die wegen der schlechten Zeiten aber bald bankrott machte. Die Schaffung eines solchen Kunstwertes erstreckt sich meistens über mehrere Jahre. Und wenn Mengel auch in seiner weisevollen Begeisterung zuerst außerordentlich intensiv an dem Bilde gearbeitet hat und es sehr schnell nahezu fertigstellte, so nahm das doch so viel Zeit in Anspruch, daß, wie beim gesamten Bürgerturn, auch bei Mengel die revolutionäre Begeisterung sich wieder verflüchtigen konnte, ehe das Gemälde vollendet war. Er stellte das Bild weg und hat nie wieder daran gearbeitet. Große Stimmen wurden ihm geboten, wenn er die paar Figuren vorn in der linken Ecke, die er nur durch Bleistiftstriche schwach angedeutet hat, ausführen wollte. Er hat sich stets geweigert. Er wollte nicht ein in weisevoller Stimmung empfangenes und zum größten Teil ausgeführtes Bild in einer ganz anderen Stimmung handwerklich vollenden. „Ich bin doch kein Bilderschleifer, das hieße aber das Bild fälschen,“ antwortete er. So ist das Bild dann Fragment geblieben. Aber ein Fragment, das dennoch ein Kunstwerk von hohem ideellen und materiellen Wert ist. Ein Kunstfreund, namens Henneberg, erwarb es schließlich von Mengel mit einem anderen Gemälde zusammen. Bei der Auflösung der Sammlung Henneberg im Jahre 1902 gelang es Alfred Lichtwark, dem verdienstvollen Direktor der Hamburger Kunsthalle, beide Bilder für den Hamburger Staat zu erwerben. Öffentlich nehmen recht viele Hamburger und Fremde, die nach Hamburg kommen, die Reproduktion in der heutigen Nummer zum Anlaß, der Hamburger Kunsthalle (sie liegt in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes und etwa fünf Minuten entfernt vom Gewerkschaftshaus) mit ihren großen und wertvollen Schätzen alter und moderner Malerei einen Besuch abzustatten und sich dabei auch des Originals der „Aufbahrung der Märzgefallenen“ von Adolf Mengel zu freuen. — l. k. —

Ein Rencontre aus dem tollen Jahr. Für die Berliner Arbeiter bedeutete die Märzrevolution soviel wie einen sozialen Weckruf. Zu unmittelbarem Anschluß an die siegreiche Straßenschlacht begann sich ihr Klassenbewußtsein zu entwickeln, und auch die besitzenden Klassen mußten sich nolens volens darein finden lernen, daß auch der bisher so gering geschätzte Proletarier einen eigenen Willen entwickeln und durchzusetzen versuchen könne. Die Berliner Lohnbewegungen des Frühling 1848 ließen so manchen Arbeitgeber schier aus den Wolken fallen vor Erstaunen darüber, was diese Leute sich auf einmal herausnehmen wollten. Der eine oder der andere Streikversuch war schon in vormärzlicher Zeit zu verzeichnen, wurde aber sofort mit dem Polizeiknüppel niedergeschlagen, von „Rechts“ wegen, weil in dieser guten, alten Zeit das Streiken bei Gefängnisstrafe verboten war. Und auch sonst besaßen die Arbeiter nicht die Spur von Bewegungsfreiheit im alten Polizeistaat. Die allgemeine Auffassung vom Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer war in bürgerlichen Kreisen noch eine patriarchalische, in der Art, daß man vom Arbeiter eine knechtische Gesinnung verlangte. Die Lohnsklaven hatten sich dies in vormärzlicher Zeit gefallen lassen müssen, ohne dagegen aufzubegehren,

und so läßt sich leicht die unangenehme Ueberraschung der Herren Unternehmer denken, als es nach dem Märzsturm auf einmal ein wenig anders kam. Wä einet dieser Herren zuerst ein Licht darüber aufging und wie er sich dabei anstellte, sieht man aus einem interessanten Bericht von Stephan Vorn in seiner „Erinnerungen eines Achtundvierzigers“ über den Anteil, den er an der Lohnbewegung der Berliner Buchdrucker im Frühling 1848 genommen hat. Die Buchdrucker waren bekanntlich eine der ersten Schichten der Berliner Arbeiterschaft, die sich in Bewegung setzten. Sie hatten auch überaus guten Grund dazu; denn sie verdienten bei einer Arbeitszeit von 13 bis 14 Stunden täglich nur 3½ Taler (10 Mk. 50 Pf.) die Woche, während die Pariser Buchdrucker schon damals bei einer Arbeitszeit von zehn Stunden einen Wochenlohn von 22,10 bis 28 Mk. hatten. Der Hauptleiter ihrer Lohnbewegung war ihr von Paris als Sozialist zurückgekehrter Verursachener Stephan Vorn, der erst 23 Jahre zählte, aber seinen Mann zu stellen wußte, so daß er auch im Zentralkomitee der Berliner Arbeiter die Hauptrolle spielte. Bekanntlich kam es am 28. April 1848 zum Ausstand der Berliner Buchdrucker. Sie hatten aber vorher den Versuch gemacht, sich gütlich mit den Prinzipalen zu einigen. Und in die Zeit der Verhandlungen fiel vor Beginn des Streiks fällt die charakteristische Begegnung mit einem der angesehensten Buchdruckerbesitzer, die Stephan Vorn hatte. Die Buchdruckerbesitzer wollten sich mit den Angelegtesten überhaupt zu gar keinen Verhandlungen verstehen, weil sie es für ganz unter ihrer Würde hielten, sich mit „ihren“ Leuten in Erörterungen über das Arbeitsverhältnis einzulassen. Da kam nun, um doch wenigstens noch einen Anknüpfungsversuch zu machen, Vorn auf den Gedanken, die Vermittlung eines der liberalen Märzminister, des Ministers für Handel und Industrie, Pieper, anzurufen und dem Herrn zu diesem Zweck in seinem Ministerpalais in der Wilhelmstraße seine Aufwartung zu machen. Pieper war sich wenigstens über die Erfordernisse des Augenblicks klar, sah mindestens ein, daß man die Arbeiter jetzt unmöglich vor den Kopf stoßen könne, und so nahm er Vorn sehr zuvorkommend auf, lud ihn ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen, dessen anderer Ecke er sich selber bediente, und gab, nachdem er Vorn über die Lage der Dinge gehört, unterzüglich Befehl, den nahebei in der Wilhelmstraße wohnenden Geheimen Oberhofbuchdrucker Herrn von Deder zu bitten, er möchte die Güte haben, einen Augenblick zum Herrn Minister für Handel und Gewerbe zu kommen. Herr von Deder erschien im Moment. „Er verbeugte sich,“ so schildert nun Vorn den merkwürdigen Vorgang, „vor Seiner Erzelenz viel, viel tiefer und förmlicher, als ich in solchen Dingen noch wenig bewandeter Jüngling es getan. Der Herr Minister nannte meinen Namen und die Ursache meines Besuchs. Ich habe nie einen Menschen so erstarrt, so wie aus allen Wolken gefallen gesehen. Herr von Deder stammelte ein paar unverständliche Worte. Er hatte vielleicht von dem Minister einen großartigen Auftrag für die geheime Oberhofbuchdruckerei erwartet, jedenfalls war er nicht darauf gefaßt, ein Frage- und Antwortspiel gemeinsam mit einem jungen Mann, einem solchen Nichts wie ich, bestehen zu müssen. Es kochte in ihm, und seine Augen nahmen einen finsternen Ausdruck an.“ Er wurde indessen seiner Gefühle Herr und zwang sich zum ruhigen Eingehen auf den Gegenstand der Besprechung. Und er schlug sogar nicht einmal die Forderungen der Gehilfen rundweg ab, sondern sagte für seine eigene Person wenigstens nicht nein zu dem, was die Buchdrucker verlangten. Das war gewiß mehr, als die Mehrzahl seiner Kollegen über sich gewannen, die bekanntlich halbstarr geblieben und dadurch den Streik zum Ausbruch brachten. Nicht unmöglich gewiß, daß die Rücksichtnahme auf die Wünsche der Regierung auf das Verhalten des Geheimen Oberhofbuchdruckers nicht ohne Einfluß war. Vorn will ihm aber gern zugeben, daß er ein höchst achtungswerter und lebenswürdiger Charakter war. Das hinderte aber nicht, daß in ihm ein sehr lebhaftes Gefühl der Abneigung dagegen vorhanden war, mit einem Vertreter der Gehilfen als gleichberechtigter Partei zu verhandeln. Diese revolutionäre Neuerung erschien ihm offenbar als Umsturz eines Stückes der gesellschaftlichen Ordnung, das unantastbar hätte sein sollen. Er fand sich zwar aus Rücksicht auf den Minister herein. „Zuerlich während,“ jagt Vorn, „war er aber doch, als er sich höflichst empfahl. Ein solches Rencontre! War's möglich? Waren dies die Folgen des 18. März?“ So haben damals sicher viele Berliner Arbeitgeber räsoniert, und das erklärt ihre bald hervortretende Abneigung gegen eine revolutionäre Bewegung, die auch dem Arbeiter etwas Bewegungsfreiheit und Menschenwürde zukommen ließ. . . . nd.

Nachdruck des Inhalts verboten!